

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 17 (1923)
Heft: 2

Artikel: Minderheiten : auch eine Passionsbetrachtung
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-135027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Minderheiten

Auch eine Passionsbetrachtung

Fürchte dich nicht, du kleine Herde, denn es ist Eures Vaters Wohlgefallen, Euch das Reich zu geben. Luk. 12, 32.

Wir sind eine Minderheit, sind über die ganze Welt hin überall Minderheiten, oft ganz kleine — wir alle, die wir ungefähr das, was die Neuen Wege vertreten, glauben und wollen. Darin haben wir uns zu finden und uns dies klar vor Augen zu halten. Wir sind eine Minderheit, sind Minderheiten, sind oft nur kleine «Gruppen», werden von all den Leuten, die in der Mehrheit sind, oder doch grosse, jederzeit aufzubietende Massen hinter sich haben, gering geschätzt, und hören es jeden Tag höhnisch aus dem Munde der Vielen uns zuzurufen, dass wir wenige seien — wobei immerhin schon merkwürdig ist, dass diese stolzen Vielen sich vor uns armen Wenigen so sehr fürchten und den ganzen Apparat ihrer Macht, zu dem vor allem die Lüge und Verleumdung gehört, spielen zu lassen, um uns unschädlich zu machen.

Nun ist es an sich nichts Schlimmes, in der Minderheit zu sein. Dem, der dies schreibt, ist es immer als die schönere Rolle erschienen. Die paar Male, wo er sich zufällig in der Gesellschaft der Mehrheit befand, war es ihm nur halb wohl dabei. Es beschlich ihn früher wohl etwa eine stille Angst bei dem Gedanken, eines Tages bei denen zu stehen, die obenauf seien — eine unnötige Angst freilich, denn er wäre dort doch bald wieder in irgend eine oppositionelle Minderheit geraten. Es ist schön, in der Minderheit zu sein. Wer so, wie wir, gegen alle Gewalt gestimmt und so von Misstrauen gegen Besitz und Macht jeder Art erfüllt ist, kann sich unmöglich in irgend einer Lage, wo man beatus possidens ist, ruhig fühlen. Alle Siege, die irgendwie Machtsiege sind, machen uns zu schaffen, Niederlagen gegen die Macht sind unserer Seele doch tiefere Freude.

Und doch ist es nicht immer ein leichtes Los, in der Minderheit zu sein. Man kann und darf daraus so wenig als aus irgend einer andern Wahrheit einen Sport machen. Jede Ueberzeugung, die ernsthaft ist, erhebt irgendwie den Anspruch, Wahrheit für alle zu sein und

darum auch allgemein herrschend zu werden. Je weniger sie mit dem eigenen Interesse zu tun und je mehr sie das Wohl der andern im Auge hat, desto grösser muss ihre Sehnsucht sein, zu vielen, zu allen zu gelangen. Das Gegenteil wäre unwahr, unlogisch. Er, der der kleinen Herde das Reich verheisst, hat doch auch gesprochen: «Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden und wie wollte ich, es brennete schon!» Wenn man für gewisse Ziele kämpft, will man sie auch durchsetzen; es wäre ein schlechter Kämpfer, der dies nicht mit ganzer Seele begehrte. Ueberhaupt liegt in uns allen das Bedürfnis nach Gemeinschaft; wir möchten mit den Menschen auch durch ähnliche Gedanken und Gefühle verbunden sein. Gerade wer sich den Menschen verpflichtet fühlt, für sie arbeiten, ihnen dienen möchte, empfindet es am stärksten als Schmerz, wenn er sich von ihnen durch hohe Mauern der Denkverschiedenheit, aus der gewöhnlich Missverständnis, Hass und Lüge hervorgehen, gehemmt sieht. Das katholische Ideal — in diesem ganz weiten Sinn verstanden — ist so notwendig wie das protestantische. Ein Mensch, sagt Novalis irgendwo, sieht seine eigene Ueberzeugung sofort unendlich verstärkt, sobald er erfährt, dass auch nur ein einziger Mensch sie mit ihm teilt. So herrlich dieses Erleben ist, so bitter ist das umgekehrte. Es ist darum doch wieder ein schweres Los, in der Minderheit, vielleicht sogar ganz einsam zu sein.

Dieses Los wird vielleicht gerade dann am schwersten, wenn es sich nicht um die allerletzten und allerintimsten Dinge handelt, sondern um Kämpfe von mehr äusserlicher Art, um politische, soziale Ziele, also um Dinge, bei denen der Natur der Sache nach die Machtfrage eine Rolle spielt. Mit den ewigen Wahrheiten kann man leichter allein sein und auf ihr Offenbarwerden warten, als wo es sich um schlimme Zustände handelt, die wir geändert sehen möchten. Sich in der Minderheit zu sehen, wird besonders hart, wo gewisse Siege, die von leidenden und kämpfenden Minderheiten lange vorbereitet und in den Bereich der nahen Erreichbarkeit, ja Gewissheit gerückt scheinen, nun doch wieder in die Ferne weichen. Es ist ja nicht so schwer, für neue, den Menschen noch unvertraute Dinge in der Minderheit zu sein; es ist dann sogar selbstverständlich, dass man dies sein muss; aber es ist schwer, wieder in der Minderheit zu

sein, wo man in der Mehrheit zu sein glaubte. Es ist schwer, wenn eine soziale Umwälzung neue Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten für die, die darauf gewartet, geschafft zu haben schien, sich auf einmal mitten in der Herrschaft der schwärzesten Reaktion zu sehen. Es ist schwer, nachdem man geglaubt, dass der Weltkrieg dem Kriege moralisch ein Ende bereitet, zu erfahren, dass die Masse unseres Volkes diesen Krieg offenbar gar nicht erlebt hat, — ausser darin, dass sie dadurch sehr viel gemeiner geworden ist. Und auch das ist schwer, nachdem man vielleicht auf eine gewisse Reinigung der Welt durch Ernst und Leid furchtbarster Zeiten gehofft, sich von Schmutz und Laster, tobender Ausgelassenheit stärker umringt zu sehen als je. Es ist schwer, wenn man ein Recht — etwa das gleiche Recht der Frauen — durch viele Jahre erstrebte, Schritt für Schritt vorwärts zu kommen glaubte und am Ende weiter davon entfernt scheint als beim Beginn des Kampfes, in hoffnungsloser Minderheit. Wenn man vollends an die Sitten der Demokratie gewöhnt ist, wo man eben immerfort um Mehrheit und Mehrheiten ringt, dann gerät man um so leichter in diesen Bann des Mehrheitsdurstes, des Mehrheitswahns, des Zahlenbetruges. Man ist zuletzt vielleicht ganz gelähmt, verdüstert, verbittert dadurch, dass man in der Minderheit ist.

In solchen Lagen kommt das viel zitierte Wort des Meisters von der «kleinen Herde», der das Reich gegeben werde, zu uns und enthüllt uns seine trostvolle Wahrheit und Herrlichkeit. Der dies schreibt, muss gestehen, dass dieses Wort ihm lange nicht so ganz überzeugend in den Ohren klang. Trotzdem das Hüten von Herden vielleicht das Schönste war, was ihm seine Jugend geschenkt, sind ihm diese biblischen Bilder von der Herde und den Schafen nie so ganz sympathisch gewesen. Vielleicht fliesst auch in seinen Adern zu viel demokratisches Blut von langen Reihen von Vorfahren her, als dass er sich mit der Rolle der hoffnungslosen Minderheit so leicht zufrieden geben könnte. Vielleicht auch ist er zu sehr auf das Ganze, auf das Wirken auf alle eingestellt, als dass er sich je mit der Wahrheit in den engen Kreis eines Konventikels irgend einer Art einschliessen könnte. Diesen Klang hat ja das Wort durch falschen Gebrauch erhalten. Der Pietismus jeder Art (es gibt auch einen hochmodernen, gar nicht so weit von uns weg) fasst es ja immer so auf, als ob das

Reich der «kleinen Herde» für sie allein gegeben werde, weil sie eben allein es verstehe und es aufzunehmen bereit sei, während es der Masse verschlossen bleiben müsse. Diese Denkweise liegt dem ganzen Geist Jesu fern. Das Wort bedeutet bloss, dass die Jünger Jesu Christi, die Bürger des Reiches Gottes, sich nicht durch den Umstand sollen erschrecken lassen, dass sie nur wenige, nur so eine kleine Herde sind. Denn trotzdem kann und will Gott ihnen das Reich geben, das heisst, er will es ihnen geben für alle, er will sie zu Werkzeugen und Pionieren seines Sieges machen. Er braucht gar nicht viele, er kann es ebensogut, ja noch besser, mit wenigen machen.

So gewinnt das Wort einen gar heldenhaften, herzstärkenden Sinn, gerade für die heutige Stunde. Das Bild von der Herde wird auf einmal äusserst zutreffend, ja das einzig mögliche. Erinnerere dich daran, wie du etwa eine solche Herde von Schafen oder Jungvieh zusammengedrängt sahst vor einem Gewitter, einem Hagelschlag, einer strengen Kälte, einem Sturzregen — furchtsam, zitternd, in engem Zusammenstehen Schutz suchend. Genau dies ist die Lage solcher Minderheiten, die als Vertreter eines Neuen sich von den übermächtigen Gewalten einer feindlichen Welt umgeben und umtost sehen. Aber gerade ihnen wurde je und je das Reich gegeben; von verachteten, verfolgten, armseligen Minderheiten sind alle grossen Siege des Guten ausgegangen.

Den Minderheiten, nicht den Mehrheiten, gehört die Welt; das ist die wunderbare Paradoxie. Davon hat, wie von andern Wahrheiten des Christus, auch der Antichrist eine starke Empfindung gehabt. «Der Tau fällt auf das Gras, wenn die Nacht am verschwiegensten ist... Die stillsten Worte sind es, welche den Sturm bringen. Gedanken, die mit Taubenfüssen kommen, lenken die Welt... Nicht um die Erfinder von neuem Lärm, um die Erfinder von neuen Werten dreht sich die Welt: unhörbar dreht sie sich.»¹⁾ Aber es ist, wie angedeutet, vor allem eine Wahrheit Christi, und ihr grösstes Beispiel bleibt die Geschichte seiner Gemeinde. Wir sollten nur einmal versuchen, uns die Tatsachen in ihrer ganzen Paradoxie klar zu machen. Was sind die paar Leute, zu denen er unser Wort spricht, anders als ein armes, kleines, verlorenes Häuflein von Menschen, die mit einer völlig un-

¹⁾ Nietzsche.

glaublichen Botschaft einer ganzen festgefügtten, glänzenden, gewaltigen Welt gegenüber treten sollen! Wir, die wir jetzt die ganze Geschichte der Christenheit vor uns sehen, all diese Millionen und Millionen von «Christen», wir sehen auch jene Anfänge in diesem Lichte und sehen sie darum falsch; wir verstehen unser Wort nicht in seiner ganzen Unglaublichkeit: dass diesen paar armen furchtsamen Bauern, Fischern und Zöllnern die Welt gehören soll. Aber etwas anderes verstehen wir gut: dass diese paar Menschen unerhört viel ausgerichtet haben, während die sehr vielen Christen von später und jetzt unerhört wenig ausrichten. Jenen Wenigen wird das Reich gegeben, diese Vielen haben es fahren lassen. Wohin wir auch blicken, überall wiederholt sich in der Geschichte des Reiches Gottes das Gleiche: die kleinen Minderheiten sind, denen das Reich gegeben wird. Ein einziger Mann wie Paulus, schafft einen grösseren Weltumsturz als alle Revolutionäre aller Zeiten miteinander. Die winzigen von den römischen Generälen und Ministern verachteten Gruppen von Sklaven, Frauen, Auswürflingen der Gesellschaft, die die ersten Christengemeinden bilden, besiegen das Imperium Romanum. Die Häuflein von «Armen», «Gottesfreunden», «Täufern», «Quäckern», «Brüdern» und wie sie alle heissen, die Verfolgten, Zerstampften, haben die Wahrheiten empfangen und vertreten, die jetzt die Welt bewegen. Ein Mann wie Pestalozzi — wie elend, verspottet, enttäuscht ist sein Leben gewesen, aber eine ganze Welt ist aus ihm gewachsen, während seine Verächter vergessen sind und ihre Welt versunken. Die Sklaverei ist von ein paar Männern und Frauen und ihren Freunden durch Verfolgung, Hohn, Martyrium hindurch so lange bekämpft worden, bis Kriegsflotten und Millionenheere, aus dem Willen dieser Wenigen, Schwachen erstanden, ihr ein Ende bereiteten.

Nicht die Vielen machen es, sondern die Wenigen. Das ist paradox, weil es göttlich ist und Gott immer paradox ist. Es ist göttlich: denn gerade darin tut sich Gott kund, dass er nicht Macht und Glanz und Zahl braucht, sondern bloss Wahrheit — Wahrheit freilich, die durch Menschen vertreten wird, Menschen, die ganz treu sind, bis zum Kreuz, aber die nur wenige zu sein brauchen. Die Wahrheit ist «von dieser Welt». Sie imponiert durch weltliche Macht. Es laufen ihr auch sofort viele zu, die es nicht sachlich und lauter meinen,

sondern bloss irgend ein Interesse suchen. Wo viele sind, da handelt es sich gewöhnlich um leichtere Dinge, um Dinge von mehr weltlicher Art, um Dinge, die genau darum, weil sie so gut einleuchten, fast von selber kämen. Aber wo Gott neue Wahrheit kundtut, da können im Anfang nur wenige sie ganz fassen. Gottes Wahrheit ist der Welt Torheit; es liegt in der Natur der Sache, dass namentlich die, welche irgendwie in dieser Welt mächtig und wohlverankert sind, sie am schwersten fassen können. Diese wenigen aber, die sie fassen, »müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen«. Die Wahrheit, die sie vertreten und sie selbst als ihre Träger, müssen immer wieder durch Feuer geläutert werden, damit sie echtes Gottesgold bleibe und alle Verunreinigung von ihr abgestreift und ferngehalten werde. Später, wenn sie gesiegt hat, ist diese Gefahr der Verderbnis ungeheuer gross; darum müssen wenigstens die Anfänge ganz lauter sein, damit an dieser Lauterkeit alle spätere Trübung sich immer wieder reinige. Und es ist endlich eine Notwendigkeit, dass das Grosse, das der Menschheit von Gott her wird, ihr nicht zu leicht in den Schoss falle. Sie würde es sonst nicht zu schätzen wissen. Wir vermögen den Wert des Grossen bloss zu erkennen, wenn er verbunden ist mit dem Gedanken an Helden und Märtyrer, an Glauben und Kampf und Treue bis zum Tod. So ist es auf alle Weise eine Gottesordnung und zwar eine verständliche, grosse, herrliche, dass der kleinen Herde das Reich gegeben wird — nicht aus dem Wohlgefallen der Welt, die es der Masse gäbe, sondern aus dem Wohlgefallen Gottes, der als Vater auch der Herr ist. Soli Deo gloria!

Den Minoritäten gehört die Welt. Das soll uns auch heute trösten. Es gibt heute über die ganze Welt hin solche glaubenden, schaffenden, kämpfenden, bedrängten Minoritäten, die die Vorhut einer neuen Menschheit bilden. Sie sind scheinbar machtlos, wehrlos. Die Regierungen, die kleinen und grossen, die Minister, die Generäle, die Bundesräte und andere Räte, die grossen Finanzherren am wenigsten zu vergessen, regieren die Welt. Aber das Reich gehört jenen andern, vorausgesetzt, dass sie treu bleiben. Von ihnen geht aus, was die Zukunft gestaltet und einst — fast möchte ich sagen, so seltsam es heute klingt — nur zu früh, allgemein anerkannt und — verraten sein wird und dann von neuen Minderheiten gereinigt und weitergeführt werden

muss. Schon in der Gegenwart können sie vielleicht mehr, als sie ahnen. Sie können keine Friedensarmeen an die Ruhr senden, um von dort die Kriegarmeen zu vertreiben, aber wer weiss, sie können mit ihren Mitteln doch den neuen Weltkrieg verhindern und die Reparationsfrage lösen. Gott gibt es ihnen! Wenn sie nur lernen, die wirklich göttlichen Mittel zu brauchen. Wenn sie nur wissen, dass Gott durch eine leichte Handbewegung Türme, die bis an den Himmel reichen, stürzen kann — «ein Wörtlein kann ihn fällen». Wenn sie nur jene Lektion lernen, die im «verlorenen Paradiese» Miltons (der sie ebenfalls in gewaltigen Kämpfen für das Reich Gottes und entsprechenden Enttäuschungen gelernt hat), der Engel dem ersten Menschenpaare gibt:

«Durch Gutes

Das Böse zu besiegen und durch kleine Dinge
Grosse zu verrichten — durch das scheinbar Schwache
Das weltlich Starke zu zerstören und das Weltlich-Weise
Durch schlichte Güte; dass das Leiden aber
Für die Wahrheit höchsten Sieges Bürgschaft ist
Und für den Glauben auch der Tod das Tor zum Leben.
Das alles durch das Beispiel dessen dargestellt,
Den ich als Erlöser ewig preise.»

Den Minoritäten gehört die Welt, der kleinen Herde gibt der Vater das Reich. Bedeutet das wohl, dass wir uns hochmütig in unsere Minderheiten und kleinen Kreise einschliessen und die «Massen» verachten sollen? Dass wir uns, als die Wenigen, pharisäisch über die Vielen erheben wollen? (Pharisäer heisst ja auf deutsch: ein Abgeschlossener; ein Pharisäer ist ein Separist.) Das hiesse vergessen, in welchem Zusammenhang und zu welchem Zwecke Jesus dieses Wort spricht. Er sagt: «Fürchte dich nicht, du kleine Herde!» Nicht dass wir hochmütig werden, ist sein Zweck, sondern dass wir nicht verzagen. Wer wirklich dem Reiche Gottes dient, der weiss, dass man da nie einem aristokratischen Zirkel von selbstsichern Leuten gleicht — das tun nur solche, die für eine Religion, eine Sektensache, eine Theologie, eine Richtung, ein Ich kämpfen — sondern einer

schwer bedrohten, furchtsamen kleinen Herde. Zu solchen Menschen kommt das Wort und richtet sie auf zu sieghafter Kraft.

Aber die Demokratie? Nun, die Demokratie bedarf der Ergänzung durch die Aristokratie, die Vielen haben die Wenigen nötig. Auf dem Reformationsdenkmal zu Genf steht das Wort eines der geistigen Begründer der neueren Demokratie: «Ein Mann mit Gott ist stärker als die ganze Welt.»

L. R a g a z

Um die Schuldfrage

Zur innern Lage Deutschlands.

In den letzten Wochen wird in deutschen Zeitungen und Zeitschriften von der Schuldfrage wenig mehr geredet. Es war ja üblich geworden, namentlich in den Organen der Rechten, immer wieder Beiträge zur Schuldfrage zu bringen. Natürlich nicht im Sinne einer religiösen Gesinnung, sondern um zu beweisen, dass die Schuld am Kriege mindestens zum grösseren Teil wenn nicht nur bei den andern Völkern, namentlich bei Frankreich, liege. (Auch die Linkspresse beteiligte sich im allgemeinen nicht ungern an dieser Diskussion. Ich erinnere etwa an die Poincaré-Artikel von Theodor Wolff im Berliner Tageblatt.) Man liess sich dabei von dem Gedanken leiten, dass der Versailler Vertrag auf der «Schuldflüge» aufgebaut sei. Dass eine Klärung der Schuldfrage im bezeichneten Sinne also dazu dienen könne, die Grundlagen des Versailler Vertrages zu erschüttern und damit seine Revision zu befördern. Dass solche Aeusserungen in den letzten Wochen spärlicher geflossen sind, hat seinen guten Grund darin, dass man von näherliegenden Dingen voll in Anspruch genommen ist. Man mag auch wohl empfinden, dass die Welt, wenn sie ohnehin immer schon auf diese Diskussion nur mit halbem Ohr hingehört hat, nun erst recht keine Aufmerksamkeit dafür aufbringt. Das wird aber kaum bedeuten, dass die Dinge für den Austausch im öffentlichen Bewusstsein nun endgültig erledigt sind. Es ist im Gegenteil zu erwarten, dass auf Grund der gegenwärtigen Ereignisse in absehbarer Zeit die Gegenpropaganda gegen die frühere Schuldpropaganda der Entente mit um so stärkerer innerer Ueberzeugungskraft wieder aufgenommen wird.

ich meine Zeit für Besseres dringend brauche, halte ich mich an den Rat eines alten verstorbenen Freundes, auf das «Gekläff der kleinen Hunde» nicht zu achten. Nun ist freilich Prof. Hadorn schon ein grösseres «theologisches Tier». Aber dass er in politischen Dingen ein Urteil habe, das Beachtung verdiene, glaube ich nicht. Ein Mann, dem die Verwerfung der Lex Häberlin christliche Sorge macht und der in einer einmaligen Vermögensabgabe den «Anfang der bolschewistischen Verwüstung» erblickt, dessen politisches Urteil sich ungefähr mit dem unserer Systemsblätter zu decken scheint, ist für mich erledigt, soweit er von Politik redet. Vollends muss ich Prof. Hadorn jegliche Kompetenz absprechen, darüber zu urteilen, ob ich Blumhardt verstanden habe oder nicht. Wenn er sodann die Behauptung wagt, ich wolle «das Reich Gottes mit Gewalt herbeiführen», so muss ich das als direkt unverantwortlich bezeichnen, denn jeder nicht ganz genau orientierte Leser wird daraus schliessen, dass ich ein Anhänger der Gewalt, wohl gar ein Jünger Lenins sei. Prof. Hadorn weiss aber genau, dass ich auf allen Lebensgebieten gleichmässig ein abgesagter Gegner der Gewalt bin; er kann auch wissen, dass ich auf keine Weise das Reich Gottes mit Gewalt herbeiführen will, und wenn er es nicht wissen sollte, so müsste er sich zuerst orientieren, bevor er so gravierende Aeusserungen tut, die begierig weitergegeben werden.

Und endlich das Schlimmste von allem: Prof. Hadorns Angriffe sind Rache, Rache für meine Bemerkung im Dezemberheft über seine Behauptung, dass die Vermögensabgabe eben der Anfang der bolschewistischen Verwüstung gewesen wäre. Meine Bemerkung war durchaus nicht verletzend, eher ehrend für Prof. Hadorn. Und nun reagiert er sofort durch ein Dutzend Gehässigkeiten. O ihr Gottesmänner — da sind doch die meisten «Heiden» bessere Leute!

Soviel über das «Persönliche». Was aber die Bekämpfung des Zivildienstes durch Prof. Hadorn betrifft, so werde ich sie, wenn ich dafür irgend Zeit habe, einmal unter die Lupe nehmen. Sie ist schlechterdings ein trauriges Dokument.

L. R.

Verdankung.

Meine Bitte, mir einige Hefte der Neuen Wege abtreten zu wollen, ist von einer grossen Anzahl von freundlichen Gebern erfüllt worden. Ich sage ihnen allen herzlichen Dank und werde die überschüssigen Exemplare zurückschicken, soweit ich die Absender kenne.

Druckfehler-Berichtigung.

In der letzten Nummer sind einige schlimme Druckfehler zu berichtigen. Seite 53, Zeile 3 von unten muss es heissen «Die Mehrheit (nicht «Die Wahrheit») ist von dieser Welt». Seite 55, Zeile 14 von unten: «Den Erlöser» und Seite 75, Zeile 4 von unten «verheert» (statt verhöhnt).